

Nur der Adler sprach zu mir

Die Geschichte von einem, der auszog, das Leben neu zu lernen

Bearbeitet von
Friedrich Abel

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 288 S. Paperback

ISBN 978 3 596 30692 3

Format (B x L): 12,5 x 19 cm

[Weitere Fachgebiete > Psychologie > Psychologie: Allgemeines > Psychologie: Sachbuch, Ratgeber](#)

schnell und portofrei erhältlich bei



Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Friedrich Abel

Nur der Adler sprach zu mir

Die Geschichte von einem, der auszog, das Leben neu
zu lernen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I

Im Felsental fangen die Tage ganz langsam an, zärtlich und weich. Es ist still, ganz still, nur manchmal flüstern die dürren Gräser vor meiner Höhle. Lange ist da nichts als die sanfte Spannung, das tonlose Klingen vollkommenen Schweigens. Ein Hauch von Sand rieselt aus einer Steinkluft, von der anderen Seite des Canyons kommen süße, abwärtsgleitende Flötentöne, zögernd und tastend, als versuchte der Vogel eine neue Melodie.

Ein wenig fröstelnd steige ich den kurzen Gang hinauf, der aus der Höhle ins Freie führt. Jeden Morgen freue ich mich darauf, auf die Schritte aus dem Dunkel ins Licht, das Hinaustreten auf eine Felsbühne mit Grotten, Bögen und Sandsteinkrallen, tiefem weichen Sand und glattpolierten Rinnen und Wannen – und daraus aufragend karminrote Wände, die hoch hinauf in eine andere Welt führen mit einer anderen Zeit, wo es Wälder gibt und Wüsten und Städte und Menschen.

Hinter einer breiten, weißgrauen Treppe, über die im Frühling Schmelzwasserfluten in einen tiefer gelegenen Canyonarm stürzen, steht dunkelgrün ein Tümpel. Er ist halb verborgen unter einer überhängenden Felsstufe, aus der ein seltsam geformter Steinturm emporragt. Von dessen Zinnen blitzten jetzt die ersten Sonnenstrahlen zu mir herüber. Ich sehe, wie die flimmernde Rundung über eine Krüppelzeder hochsteigt, für einen Augenblick rötlich und schwach, dann weiß und glänzend. Noch Schlaf in den Gliedern, setze ich mich auf einen

Stein und lasse mich wärmen und die Gefühle und Gedanken sich an den Tag gewöhnen.

Wie die Sonne leise in die Schlucht eindringt und lange Schatten vor sich hertreibt: Sie kommt durch die beiden Steintore an der unteren Krümmung des Canyons, klettert über die Treppen und lässt die vernarbenen Stämme dreier Pinien aufleuchten, die auf Erdinseln stehen. Ein Brummen kommt von einem Wacholderstrauch, dann sehe ich einen dunklen Strich an mir vorbeiflitzen. Wie schon gestern wendet das flügelschwirrende Etwas und kehrt zu mir zurück: eine grünschillernde Elfe, die so nahe an mein Gesicht herankommt, daß ich nach ihr greifen könnte. Sekundenlang beäugt sie mich, fliegt die Wand hoch, schwingt nach rechts und schwebt auf eine Kaktusblüte zu. Jetzt im Sommer suchen Kolibris die Felsnischen nach offenen Kelchen ab; Kopf und Schnabel sind manchmal gelb von Blütenstaub.

Ich bin hungrig geworden und mache Feuer. Über den Canyonboden hingestreut liegt angeschwemmtes Holz, ausgelaugt und leicht, weißgebleicht und glattpoliert, eine zusammengewürfelte Mischung aus Pinie, Baumwollpappel, Wacholder und Walnuss. Oft merke ich erst am Duft des Rauches, was ich gerade verbrenne. Zum Kochen stehen die Flammen noch zu hoch und so nehme ich einen Kanister, um Wasser zu holen. Ich gehe bis zum oberen Knick im Felsental, wo ein Pfad eine Schotterhalde hinaufführt.

Als ich dort das erste Mal vorbeikam, ließ mich ein seltsames Geräusch innehalten. Da war so etwas wie Wasserrieseln in den Steilwänden, eine Weile nur, dann herrschte Stille. Ich lauschte. Wieder das Rieseln und wieder die Geisterhand, die einen Hahn zuzudrehen schien. Ich suchte zunächst auf der falschen Seite des Canyons, weil mich Echos narrten. Als ich dann die Halde hochkletterte, entdeckte ich unter einem Felsvorsprung eine moosbewachsene Sandsteinbrust, strotzend von Feuchtigkeit. Sickerwasser sammelte sich dort, das grüne Geflecht wirkte wie ein Schwamm: Es saugte das Wasser auf und ließ es immer dann in einem Strahl zu Boden fließen, wenn es das Gewicht nicht mehr halten konnte.

Zurück am Feuer, setzte ich mein schwarzgebranntes Koch-

geschirr auf die Holzkohlen – einen Topf mit Wasser für Kaffee, eine Pfanne mit Bohnen und Speck aus der Konservendose. Mehr aus Gewohnheit gehe ich in die Höhle und ziehe mir etwas an. Ich bin hier noch nie von einer Menschenseele gestört worden.

Wie schön es ist, so unbeobachtet zu leben. Niemand weiß, wo ich bin, niemandem bin ich Rechenschaft schuldig. Kann sein, daß ich irgendwo in einem Datenspeicher registriert bin. Doch zu meinen Kennziffern gibt es keine Person, die auffindbar wäre. Ich bin verlorengegangen in einem Stück Welt, das nach Staub schmeckt und voll heißem Atem ist, einer Erdkluft, in der ein anderer Puls schlägt, wo die Sonne ein anderes Licht webt und die Tiere auf noch leiseren Pfoten zu schleichen scheinen als anderswo.

Kein Weg, keine Straße führt in die Felsschlucht. Kein Kalender erinnert mich an den Tag, keine Uhr an die Stunde, kein Radio an die Unruhe weit hinter den oberen Kanten der Steinwände. Wenn ich manchmal daran denke, was vorher war, dann entgleitet es mir wie ein Windhauch.

Die Natur liegt da, ganz entblößt, und ich verliere mich in ihr, der Wilden, Ungeordneten. Nicht mehr schlafen, träumen und fliehen. Nicht mehr, wie anfangs noch, das Amphitheater vor der Höhle als Spiegel benutzen, in dem ich mich betrachte. Die Erde berühren und Sicherheit finden. Dem Verwirrtsein entrinnen und klare Gedanken haben. Dem Wind lauschen und den Felsen, und nicht dem Raunen im Gehirn ausgeliefert sein, nicht mehr alles durch mein Wissen filtern. Es drängt mich weg von mir, weg von Ichgedanken. Ich möchte verankert sein im Draußen, möchte das Fühlen des Canyons spüren, es in mich pflanzen und langsam wachsen lassen.

Anfassen, berühren – und keinen Widerstand spüren. Nicht beurteilt werden, so oder so.

Ein Platz, wo das, was ich bin und wie ich bin, genügt.

Ich sehe, schmecke, höre, rieche, betaste und fühle eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben. Nachts, wenn ich im Freien schlafe, atme ich in die ganze Atmosphäre hinaus, kilometerhoch. Obwohl allein, fühle ich mich nicht einsam. Ich öffne mich den Felsen und Gräsern, und sie geben mir etwas zurück, das mich wärmt und geborgen fühlen läßt. Liebe. Milde. Verlässliche Liebe.

Sie wird auch morgen da sein und übermorgen. Ich brauche mich nur zu öffnen, dann wird sie gegenwärtig sein.

Ich fühle mich angenommen von Dingen, die sich nicht von der Stelle röhren, die nicht reden – ob ich das darf? Nichts hat mich vorbereitet auf diese Empfindungen. Sie sind plötzlich da. Ein Geschenk. Abgefallen ist das Gewicht der vergangenen Jahre.

Köstlich ist die Luft, wenn ich hineinlaufe in den Morgen und hochspringe vor Lust. Vorbei an den glatten Felsen, den Bäumen, dem Wasserfall ohne Wasser – wohin stürmt das helle Glück? Kein Weg, keine Straße. Ganz allein im Canyon. Ein Gefühl so nahe an den Träumen, daß es süchtig macht.

Fast ein halbes Jahr lebe ich nun schon im Felsental. Oben im Wald steht mein Auto, ein Pritschenwagen mit kastenförmigem Aufbau, in dem ich schlafen und mir Essen kochen könnte. Anfangs habe ich das noch gemacht, ich merkte aber bald, daß mir der Sand und die Felsen fremd blieben, solange ich zum Wagen und den von der Stadt mitgebrachten Dingen zurückkehrte. Vertraut wurden mir die Felsen erst, als ich bei ihnen blieb.

Heute wird mir bange, wenn ich daran denke, daß andere Menschen hierher kommen könnten. Mit den Felsen, den Bäumen, dem Wind verbindet mich etwas Unsagbares. Manchmal möchte ich am liebsten in den tieferen, älteren Teil meines Gehirns kriechen, um dort zu lauschen, bis ich das Felsental sprechen höre. Alles hier ist mir so kostbar geworden in den vergangenen Monaten.

Mit Besuchern würde ich darüber nicht reden wollen. Ich hätte Angst, nicht verstanden, ausgelacht zu werden. Ich bin menschenscheu geworden, hier unten, wo die verborgenen Bedeutungen das Eigentliche sind. Vor einigen Wochen traf ich in der Stadt einen Freund, doch ich brachte es nicht über mich, ihn in den Canyon einzuladen.

Wie viele Jahre habe ich darum gekämpft, an einem Ort wie diesem sein zu können. Und nun sollte jemand kurz vorbeikommen, sollte sich alles mit ein paar Worten greifen, sich für einen Nachmittag bedienen und dann wieder wegfahren? Kein Wer-

ben, kein Sich-langsam-Nähern. Kein Zögern und Warten auf eine Reaktion, kein Horchen darauf, ob die Felsen ihn überhaupt wollen, ihn, den Fremden.

Vielleicht wäre er gar nicht so sprachglatt und besitzergreifend gewesen, wie ich es mir ausmalte. Doch ich konnte es einfach nicht, mein Felsental fremden Deutungen aussetzen. Dabei möchte ich mich so gerne jemandem anvertrauen. Wie ein Kind halte ich Geheimnisse in mir und möchte sie doch auch teilen mit einem, der sie ernst nehmen kann. Im Canyon bin ich wieder ganz klein geworden. Manchmal, wenn ich Proviant aus der Stadt hole, blicke ich mich erstaunt um und nehme die Erwachsenen wahr – ein wenig kopfschüttelnd, als gehörte ich nicht zu ihnen. Ach, diese Kindseele in mir; wie weit entfernt sie mich von dem, was ich meinen 34 Jahren nach eigentlich sein müßte.

Einen weisen alten Mann möchte ich finden, so einen aus den Kindheitsträumen. Mit dem vor der Höhle sitzen und ihm Höhlenmenschenfragen stellen und über den Lauf der Welt reden, ganz gelassen, als könnte man ihn leicht selber geraderichten, wenn die Zeiten es verlangen.

Die Schlangenlinie des Canyons führt an die Grenze eines Gebietes, wo es so einen alten Mann eigentlich geben müßte. *Dinetah* nennen es die Menschen, die dort schon lange vor dem Eintreffen des weißen Mannes gelebt haben – »Land der Menschen«. Es zieht mich zu ihnen, zu diesen Indianern – zu irgendwelchen Indianern, die heute in Reservaten wohnen, verstreut über den nordamerikanischen Kontinent. Meine Nachbarn, die Navajos, sind in die nordöstliche Ecke Arizonas gedrängt worden, in eine Gegend, die oft als Hintergrundpanorama in Anzeigen für Autos, Zigaretten und Hundefutter zu sehen ist. Die sandigen Weiten und bizarren Felstürme erscheinen vielen unwirklich, außerirdisch, wahnsinnig. Die nackte Landschaft hebt das zu verkaufende Produkt um so besser hervor, läßt es menschlich erscheinen und vernünftig.

Alle zwei, drei Wochen steige ich über einen Felssturz aus dem Canyon, setze mich in den Camper und fahre in Richtung Menschenland. Ich kenne dort einige Indianer, bei denen ich bleiben darf, so lange ich möchte, aber es ist nicht so, daß sie mich zum Bleiben nötigen. Ich bin es, der ihre Freundschaft sucht, fast

dränge ich sie ihnen auf. Unsere Blicke treffen sich, ohne daß wir einander sehen. Die Indianer reden über Alltägliches mit mir. Wenn ich sie nach den Zeremonien frage und dem Sinn ihrer Gesänge, lächeln sie und weichen aus: Ob ich nicht wieder zu den Schafen hinausreiten möchte? Als Weißer kann ich doch gar nicht anders als mißbrauchen, was sie mir anvertrauen mögen. Heiliges, so hat mir ein junger Navajo gesagt, wäre mir aus einer Laune heraus vielleicht für eine Weile heilig. Irgendwann jedoch würde ich es achtlos wegwerfen; ich würde Profit daraus schlagen.

Ich glaube, daß ihnen meine Zuneigung unheimlich ist. Was will ich, der Fremde, von ihnen? Was will ich, einer von derselben Rasse, die sie einst hingemordet, ihnen das Land gestohlen und die Freiheit genommen hat, selbst über ihr Leben zu bestimmen? Sie wissen nichts von meiner Sehnsucht nach einem anderen, einfacheren, irgendwann verlorenen *Dinetaḥ*, einem menschlicheren Menschenland. All die Bücher voll von edlen Wilden in Wüsten und Dschungeln, die meine fröhteste Wunschwelt geformt haben, kennen sie nicht. Wie müde ich des Fortschritts bin und der Lebensart in den Städten, das würden mir diese Indianer nicht abnehmen, die sich täglich von der Fernsehwerbung anschreien lassen und in denen das angenehme Leben der Weißen auf dem Bildschirm Wünsche nach Dingen weckt, die ich gerade hinter mir gelassen habe.

Sie würden ungläubig kichern, wüßten sie, daß ich mir schon gewünscht habe, braune Haut zu haben wie sie oder ganz einer der ihren zu sein. Sie würden es nicht verstehen können, sagte ich ihnen, daß mir ein freundlicher Weißer manchmal fremder erscheint als ein abweisender Indianer. Ich liebe die Rolle des Überläufers, des weißen Indianers nicht, aber sie drängt sich hin und wieder auf. Ich komme nur schwer dagegen an.

Die Navajos, die ich kenne, kümmern sich um ihre Schafe, sie versorgen ein krankes Kind, sie denken an die Ratenzahlung für den Pritschenwagen und erinnern sich an das letzte Auto, das der Händler abgeholt hat, nachdem sie einige Monate kein Geld geschickt hatten. Einer schindet sich in einem Uranbergwerk, von dessen Stollendecken heißes Grundwasser regnet. Ein anderer wartet auf seinen Wohlfahrtsscheck, und ein dritter fertigt Silberschmuck für Andenkenläden. Nachts jedoch, wenn die Weißen

schlafen, kehren viele von ihnen in eine andere Zeit zurück und stellen die alte Ordnung wieder her. In ihren Zeremonien finden sie wenigstens bis zum Morgengrauen ein halbwegs stabiles Gleichgewicht in dem Chaos, das über sie hereingebrochen ist.

Die Widersprüche zwischen meinen Illusionen und der erlebten Wirklichkeit machen mir zu schaffen. Wenn doch irgend etwas in mein vorgeprägtes Bild passen würde. Verwirrt wie ich bin, suche ich einfache Erklärungen, doch diese haben nur so lange Bestand, wie ich den Indianern fernbleibe. Ein einziger Tag im Reservat nimmt mir meine Klarheit.

Wenn ich an die Gänsehaut denke, die mir früher beim Lesen solcher Sätze den Rücken hinuntergelaufen ist: Die Indianer leben mit der Natur, die Weißen gegen sie. Die Indianer jagen die Vision, die Weißen den Dollar. Die Indianer feiern die Welt, die Weißen verändern sie. Die Weißen sehen etwas Schönes und wollen es haben, die Indianer fangen an zu träumen.

Ich sehe die weggeworfenen Kanister und Plastikwindeln, die verrosteten Autoleichen und den zerbrochenen Hausrat rund um die Navajohütten. Ich sehe die nutzlosen Waren, die sie kaufen, und Wut steigt in mir auf, daß sie durch den Schein der Dinge nicht hindurchzusehen vermögen. Ich bin enttäuscht, daß meine Indianer nicht so sind, wie ich sie gerne hätte. Ich möchte würdevolle Arme sehen, die ihr karges Brot dem Boden abringen und fest und geschlossen sind in der Verachtung meiner Welt.

Und dennoch hält mich etwas fest. Ich weiß um meine angelese- nen Erwartungen und daß ich viel Zeit brauchen werde, um zu lernen, durch sie hindurchzusehen. Ich bin halb blind, weil ich die Augen gebannt nach oben richte, um einen Adler zu sichten, und dabei die wirkliche Welt hier unten nicht erkenne. Am meisten beflügelt mich wohl das unbestimmte Gefühl, daß sich hinter der chaotischen Fassade des indianischen Alltages etwas Klares und Schönes verbirgt. Es ist nur eine Ahnung, die ich habe. Greifen kann ich das alles noch nicht.

Seltsam, dieses Fasziniertsein, ohne daß ich weiß wovon. Da sitzen sie auf dem nackten Lehm Boden in der Hütte und reden in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Und ich sitze dabei, bin ausgeschlossen, und fühle mich doch so wohl, daß ich mich schäme.

Laßt mich nur noch ein wenig länger bleiben. Wenn ihr wüßtet, wie gut ich mich bei euch fühle, wie verdammt gut.

Sie würden sicher gerne wissen, was ich bei ihnen suche. Ich spüre manchmal fragende Blicke auf mir, die sich schnell wieder verschleiern, sobald ich hinsehe. Aber sie fragen nicht, weil sie offene Neugierde für unhöflich halten und weil sie es wohl schon vor langer Zeit aufgegeben haben, Weiße verstehen zu wollen. Immer wieder kommen welche zu ihnen, und dann verschwinden sie wieder. Die meisten wissen wahrscheinlich genausowenig wie ich, warum sie eigentlich gekommen sind.

So warte ich, bis etwas geschieht, das mich näher an das Fremde heranführen wird. Ich möchte, daß es sich von selbst ergibt. Ich will nichts planen. Nur mein Warten ist geplant. Worauf ich warte, weiß ich eigentlich nicht. Ich lasse die Dinge geschehen. Wenn etwas geschieht, das geschehen soll, werde ich wissen, *das* ist es jetzt. Das Warten wird zu Ende sein. Eine Geschichte wird beginnen. Es wird meine eigene Geschichte sein.

Ich wundere mich über meine Zuversicht, denn ich habe oft Angst, von der Asphaltstraße auf den Lehmweg abzubiegen, der zu den Hütten führt. Was mache ich hier eigentlich – geduldet, aber nicht wirklich willkommen? Warum schenke ich den Navajo nicht den Seufzer der Erleichterung, mit dem sie meine endgültige Abreise quittieren würden? Ich sei ein Spion und sie sollten sich vorsehen, hat ein Nachbar die Familie gewarnt, bei der ich gelegentlich wohne.

Ich will noch nicht aufgeben. Ich sage mir, daß mein Denken und mein Gebaren anders werden muß, ehe sie mich akzeptieren. Das braucht Zeit, bis sich neue Bahnen einschleifen im Gehirn. Wenn ich lange genug in der Natur lebe und lange genug mit Indianern – vielleicht werde ich ein anderer, aus mir heraus, ohne Rollenspiel. Es ist ein Gefühl, eine unbestimmte Erwartung, die mich ins Reservat fahren läßt. Ich bin ein wenig wie ein Goldgräber, der nicht viel mehr im Gepäck hat als den Glauben an einen Fund. Ich harre aus, ich grabe weiter. Der Canyon ist mein Basislager.

Während ich meinen Kaffee trinke, gemächlich ausgestreckt im Gras vor der Höhle, spüre ich wieder diese Milde in mich einzie-

hen, diese sanften Schwingungen mich berühren. Sie gehen von allem hier aus und sind so stark, daß sie das Fühlen des ganzen Tages bestimmen. Es ist eine Sanftheit, der ich mich nicht entziehen kann. Sie ist stärker als die schwankenden Stimmungen in mir, stärker als die monotonen inneren Dialoge, die von einstigen Kränkungen handeln. Das beständig weiche Einstrahlen von außen gibt den Tagen einen betörenden Gleichklang.

Wie leicht alles wird, wenn die Gedanken nicht im Inneren kreisen. Auf welchem Planeten habe ich eigentlich in all den Jahren gelebt? Flüchtig hingesehen habe ich schon, wenn etwas schön war in der Natur. Aber es hielt mich nicht fest; die Gedanken machten rasch kehrt, sie wollten zurück in das stickige Nest der eigenen Wichtigkeit.

Und hier: Ich wache auf und frage mich, ob ich wohl unten beim Tümpel Fährten des Wildschweins finden werde, das ich gestern in einem Seitencanyon gesehen habe. Oder ich nehme mir vor, wieder Wasser in die Steinmulde zu schütten, wo Kaulquappen schwimmen, die ohne meine Hilfe sterben würden, weil es kaum mehr regnet.

Hinausschauen – wirklich schauen und mit allem, was man ist, da draußen sein – und Anteil nehmen; Nähe suchen bei einer Pflanze, über einer Tierfährte hocken – da geschieht etwas Wunderbares: Etwas öffnet sich, verliert seine Fremdheit, nimmt mich auf.

Hineinkriechen – in die Wurzeln einer Kiefer und aufsteigen zu den Ästen, Zweigen, Nadeln. Dastehen und mit meinen Wurzeln Nahrung saugen, Erde schmecken. Ein Baum sein für einen Nachmittag und erschauern unter dem Kraulen des Windes im Nadelfell. Hineinkriechen – durch Wurzeln, Spalten, Fährten. Mein Traumgebilde, als Mensch etwas Besonderes zu sein, ist dann nicht mehr.

Den Mittelpunkt der Welt auskotzen, diese müde und ängstlich machende Last; ich will sie vor mir hertreiben, wenn ich heute losziehe, in einen neuen Canyon hinein. Ich mag es nicht mehr tragen, das Gewicht des plappernden Ichs.

Losziehen, ins Unbekannte hinein, ins Dämmrige und Ungewisse der Canyons, ist mein größtes Bedürfnis geworden. Viele hundert Schluchten durchschneiden das Land, gehen in Mäan-

dern durch die Erdkruste. Hunderttausend Windungen, und jede ist ein Abenteuer. Immer bleibt für eine Weile Geheimnis, was nach der nächsten Biegung kommen wird: eine Galerie roter Sandsteinkolosse, eine plötzliche Verbreiterung mit Bäumen darin, oder hoch oben in den Felsen eine indianische Behausung, seit tausend Jahren unbewohnt. Und immer das Gefühl, der erste Mensch zu sein in einem fernen, wilden Reich; der erste, der aus Flecken von Farben Formen schafft und Dinge mit Namen. Menschenspuren bleiben nicht lange, wo Sturzfluten und Stürme wüten. Abseits der ausgetretenen Pfade sind Canyons fast immer unberührt.

Zwei Wasserflaschen sind im Rucksack, dazu noch Lebensmittel für vier Tage, ein Kochtopf und der Schlafsack. Den Hauptarm des Canyons, gut hundert Kilometer lang, habe ich schon in beiden Richtungen durchwandert. Heute will ich in einen Nebenarm hinein; eine halbe Stunde nördlich von meiner Höhle zweigt er ab. Sein trockenes Bachbett zieht in einer scharfen Kurve um eine hochragende Felsnase herum und verliert sich im großen Arm, den ich gerade heraufgekommen bin. Es ist heiß und still in der Mittagssonne. Nicht einmal eine Fliege summt, nirgendwo raschelt ein Eichhörnchen. Wind ist nur mein Atem. Es geht sich wunderbar leicht auf dem rosa Lehm des Bachbettes. An manchen Stellen ist die oberste Schicht abgeblättert, die Schuppen sind zu Kelchen gekrümmmt. Zuweilen grenzt der rosa Canyongrund an rosa Seitenwände. Der Fels ist unten nackt und glatt. Schwarze Streifen laufen herab, wo zu Regenzeiten Wasser rieselt. Weiter oben liegen schräg gekippte Sandsteinschichten übereinander. Ketten von Höhlen und Pockennarben haben sich in dem weicheren Kliff gebildet. Vielleicht fünfzehn Schritte sind es von einer Wand zur anderen: In der Mitte die Schlangenlinie des Wasserlaufes, rechts und links rosa Dünen aus einem Gemisch von rotem und weißem Sand. Tupfen von braungestieltem Gras mit schweren Ähren stehen darin und vereinzelte Wacholdersträucher.

Weiter den Canyon hinauf rücken die Wände näher aneinander. Bald muß ich den Rucksack abnehmen und mich seitwärts durch Spalten drücken oder durch schmale, winkelige Gänge kriechen. Ineinandergreifende Krallen und Sägen aus Stein filtern das Licht, bis es nur noch als gelbroter Schimmer meine Haut trifft. Aus